
Buchbesprechungen

**Ulrich Ermann/Malte Höfner/Sabine Hostniker/Ernst Michael Preininger/
Danko Simić (Hrsg.)**

Die Region. Eine Begriffserkundung. Bielefeld: Transcript 2023, 330 S. (Sozial- und Kulturgeographie, 52). ISBN 978-3-8376-6010-4.

Der vorliegende Sammelband umfasst 27 Beiträge aus dem Umfeld des Grazer Instituts für Geographie und Raumforschung. Von der „Ankunftsregion“ über die „Event- und Genussregion“ bis zur „zusammenhaltenden Region“ stellen die Beiträge unterschiedliche Konzepte und Forschungen zur Erfassung, Analyse und Interpretation des Regionalen vor. Der Sammelband birgt mit seiner Vielfalt von Beiträgen für fast jede Facette des Regionalen Anknüpfungspunkte für die kulturwissenschaftlich/anthropologische Forschung. In dieser kurzen Zusammenfassung ist es nicht möglich, auf jeden der 27 Beiträge einzugehen. Die Auswahl beschränkt sich daher auf diejenigen Beiträge, die mir besonders anschlussfähig an aktuelle Forschungen in unserem Fach erscheinen. Denn zu den „Nahwelten“ (Maase 1998¹) als soziokulturelles, identitäts-, wert- und sinnstiftendes Konstrukt (Schilling/Ploch 1995²) liegen bereits seit den 1990er Jahren grundlegende ethnografische Studien aus der EKW/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie vor – sei es aus der Perspektive von Globalisierung und Europäisierung (Johler 2002³) und damit zusammenhängend aus der Perspektive der Wertschöpfung (Tschofen 2007⁴, Bendix 2013⁵, May 2016⁶), des Tourismus und der Kulturalisierung (Habit 2011⁷, Löffler 2017⁸) sowie der Raum-

- 1 Maase, Kaspar. 1998. „Anmerkungen zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Regionalitätsforschung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 94: 54–70.
- 2 Schilling, Heinz und Beatrice Ploch, Hrsg. 1995. *Region: Heimaten der individualisierten Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Universität Frankfurt Inst. f. Kulturanthropologie.
- 3 Johler, Reinhard. 2002. „Local Europe: The Production of Cultural Heritage and the Europeanisation of Places.“ *Ethnologia Europaea* Vol. 32 (1): 7–18. <https://doi.org/10.16995/ee.928>
- 4 Tschofen, Bernhard. 2007. „Vom Geschmack der Regionen: Kulinarische Praxis, europäische Politik und räumliche Kultur – eine Forschungsskizze.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 103 (2): 169–195.
- 5 Bendix, Regina. 2013. „Dynamiken der In-Wertsetzung von Kultur(erbe): Akteure und Kontexte im Lauf eines Jahrhunderts.“ In *Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus*, hrsg. von Burkhard Schnepel et al., 45–74. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.97838339420898.45>
- 6 May, Sarah. 2016. *Ausgezeichnet! Zur Konstituierung kulturellen Eigentums durch geografische Herkunftangaben*. Göttingen: Universitätsverlag. <https://doi.org/10.17875/gup2016-1005>
- 7 Habit, Daniel. 2011. *Die Inszenierung Europas? Kulturhauptstädte zwischen EU-Europäisierung, Cultural Governance und lokalen Eigenlogiken*. Münster und New York: Waxmann.
- 8 Löffler, Katharina. 2017. *Allgäu reloaded: Wie Regionalkrimis Räume neu erfinden*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/97838339441251>

theorie (Rolshoven 2003⁹) oder der Wissensanthropologie (Welz et al. 2011¹⁰) – und diese Aufzählung ist bei Weitem nicht vollständig, deckt sich aber teils stark mit den abgebildeten Themen im vorzustellenden Sammelband.

Ulrich Ermann und Axel Priebis eröffnen den Sammelband mit dem Versuch, dem „Phantom“ Region auf die Spur zu kommen und es greifbar zu machen. Sie werden schließlich mit dem uns wohlbekannten praxeologischen Zugang fündig: Zielführend ist nicht die Frage, was Regionen sind, sondern sie „aus einer konstruktivistischen Sicht als wirkmächtige Alltagskonstrukte ernst zu nehmen, die gleichermaßen *gemacht* wie *real* sind und auf die räumliche Organisation der Gesellschaft Einfluss haben“ (S. 22).

Dieser Maxime folgt dann auch die überwiegende Zahl der Texte des Bandes, die daher anschlussfähig sind an unsere Forschungen. Die Überlegungen von Felicitas Kübler et al. zu (ent-)politisierten Regionen und der Frage nach gouvernementalen Strukturen und Beteiligungsprozessen bieten beispielsweise direkte Anknüpfungspunkte an aktuelle Forschungsprojekte in Bonn zur „Partizipativen Entwicklung ländlicher Regionen“ (Sutter et al.).

Auf einem ähnlichen Terrain bewegt sich der Beitrag von Jennifer Gerend, wenn sie danach fragt, wie, von wem und vor allem auf welche Weise Regionen eigentlich gemacht – oder eben genauer – *gemanagt* werden. Sie untersucht dabei spezifisch die Agency der Regionalmanager:innen in LEADER-Regionen und deren Innensicht auf die Herstellung von Region im Rahmen des europäischen Förderinstruments. Dabei erschließt sich, dass Regionen in immer wiederkehrenden Kreisläufen aus Förderprojekten und Personalrochaden im politischen Jahreslauf hergestellt und aufrecht erhalten werden müssen. Die Aufgabe der Regionalmanager:innen ist es, „Knotenpunkte“ (S. 100) in diesen Kreisläufen zu schaffen, um im Austausch mit den vielfältigen Akteur:innen, Institutionen und Politiken Entwicklungen anzustoßen.

Stärker konzeptionell beschäftigen sich die Beiträge von Malte Höfner („Die geteilte Region“) sowie Martin Graffenberger und Romy Brödner („Die Modellregion“) mit der Konstituierung von Region. Ersterer versucht Region „durch die Brille des Teilens“ (S. 155) zu erklären und landet hier mit einem sehr breiten Verständnis vom Teilen sowohl bei topografischen und geopolitischen Strukturbildungen als auch bei Teilhabeprozessen und Verteilungskämpfen. Graffenberger und Brödner reflektieren den besonderen Zuschnitt von Regionen, deren konstitutiver Charakter als „best-practice“-Modell durch erfolgreiche Bewerbungen um Fördermittel eingeschrieben

9 Rolshoven, Johanna. 2003. „Von der Kulturraumforschung zur Raumkulturforschung: Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 99 (2): 189–213.

10 Welz, Gisela et al., Hrsg. 2011. *Epistemische Orte: Gemeinde und Region als Forschungsformate*. Frankfurt a. M.: Universität Frankfurt Inst. f. Kulturanthropologie.

wurde und die sich in der Alltagsrealität stetig zwischen „Wunsch und Wirklichkeit“ (S. 227) bewähren müssen.

Am Ende schließt sich der Kreis zum Anfang des Buches in der Suche nach dem Phantom Region und es wird noch einmal gespenstisch, wenn die Region auf einmal als „unsichtbar“ und gar „tot“ betrachtet wird. Der Suche nach der „unsichtbaren Region“ und damit *Danko Simićs* Beitrag lohnt es sich zu folgen. Seine ethnografische Untersuchung erinnert an Anna Tsings Kapitalismusanalyse anhand des Matsutake-Pilzes (Tsing 2015¹¹), nur dass Simić hier einem Huhn auf seinem Weg zum Grillhähnchen folgt und dabei strategischen Mechanismen des Sichtbar- und Unsichtbarmachens mittels Praktiken der Rahmung, Zirkulation, der Verräumlichung und Verschleierung von Region in Bosnien und Herzegowina auf die Spur kommt. „Können Regionen sterben?“, fragt sich schließlich *Ernst Michael Preininger* und tritt für die Perspektive des Posthumanismus und eine verstärkte Wahrnehmung der Region als Relation zwischen Natur und Kultur ein, in deren Zentrum nicht mehr nur das menschliche Subjekt zu denken wäre. Aus dieser Perspektive kritisiert er Sichtweisen auf sogenannte „sterbende Regionen“, die auf den „reinen Nutzwert von Räumen“ (S. 265) aus ökonomisch- und menschzentrierter Perspektive fokussieren. Er schlägt vor, durch die posthumanistische Perspektive die vielen verschiedenen Existenz- und Lebensformen einer Region jenseits der Dualismen von Subjekt/Objekt zu erforschen.

Insofern lohnt sich der Blick in den Sammelband vor allem, um interdisziplinäre Anschlusspunkte und Vernetzungsmöglichkeiten mit den Grazer Kolleg:innen für aktuelle Forschungen rund um Region und Regionalität zu finden.

Karin Bürkert, Tübingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.16>

Bettina Grimmer

Folgsamkeit herstellen. Eine Ethnographie der Arbeitsvermittlung im Jobcenter. Bielefeld: Transcript 2018, 282 S. ISBN 978-3-8376-4610-8.

Jobcenter und die dort stattfindende Praxis sind seit ihrer Einführung mit der Agenda 2010 ein Ort und Topos klassistischer Zuschreibungen. Sie werden, so Bettina Grimmer, im öffentlichen Bewusstsein mit einem bedeutenden Konfliktpotenzial und möglichen Eskalationen verbunden, stellen aber realiter eine Ausnahme dar. Vielmehr, so eine zentrale These der Kultursoziologin in ihrer ethnographischen Dissertationsschrift, habe sich in den Jobcentern eine Interaktionsordnung etabliert,

11 Tsing, Anna Lowenhaupt. 2015. *The Mushroom at the End of the World: On the Possibility of Life in Capitalist Ruins*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400873548>

die weniger mit gewaltsamen rechtlichen Zwängen operiert, als auf eine subtilere und situative Herstellung von Folgsamkeit abzielt.

Diese komplexe und vielschichtige Interaktionsordnung ist es, welcher sich der Band in fünf Kapiteln widmet. Sie folgen einer in sich konsistenten zeitlichen Ordnung, wie sie auch einem alltäglichen Gang zum Jobcenter innewohnen könnte. Angefangen bei einer situationistischen Annäherung an die räumliche Infrastruktur des Sozialraums Jobcenter hin zu einer teilnehmenden Beobachtung der Jobcentergespräche selbst, bis zu dem Moment, in dem die Klient*innen den Beratungsort verlassen, beschreibt Grimmer die alltägliche Praxis höchst anschaulich und für Leser*innen innerhalb und außerhalb des akademischen Spektrums in überzeugender Nahbarkeit. Ihre primär auf Interaktionen fokussierte Studie versäumt es neben teilnehmenden Beobachtungen und punktuellen Interviews mit neun begleiteten Beratungspraktiker*innen nicht, auch materielle Objekte als „geronnene Handlungen räumlich und zeitlich Abwesender“ (S. 18) einzubeziehen. So zeigt Grimmer auf, wie bereits das Einladungsschreiben zum Jobcentergespräch inhaltlich unkonkret ist, einer Einladung zum Bewerbungsgespräch gleicht und mit informellen Grußformeln und Brüchen mit der Behördensprache arbeitet, gleichzeitig aber Strenge übt, indem ausführlich über die Rückmeldepflicht belehrt wird. Unter der Maske der Höflichkeit und ebenbürtigen Respektierung, so die Autorin, werde den Klient*innen auf diese subtile Weise bereits vor dem persönlichen Gespräch Misstrauen und Kontrolle angekündigt.

Gleichzeitigkeiten wie diese arbeitet Grimmer auf verschiedenen Ebenen heraus. So zeigt sie entlang eigener Eindrücke, die sie aus 73 begleiteten Gesprächen, aber eben auch aus Beobachtungen gewinnt, die sie auf ihren 240 Seiten langen Feldnotizen festhält, wie räumliche Konzeptionen im Jobcenter darauf ausgerichtet sind, Sicherheitsrisiken zu minimieren, zum Beispiel indem jede Form der Interaktion mit Klient*innen auf den Gängen vermieden wird. Stattdessen würden die Interaktionen sogar bei Büronachbarschaft an das Telefon oder in peinlich genau abgeschlossene Räume verlagert. Kontrastiv dazu gestaltet sich die Praxis innerhalb der Büros selbst. Diese seien oft persönlich gestaltet und sollen zum Wohlfühlen einladen (subtile Hinweise auf das „Mehr“ der formalen Bürokratie), doch wird streng hierarchisch und durch die räumliche Ordnung markiert, dass die Verfügungsgewalt primär bei den Arbeitsvermittelnden liegt. So verhindert etwa die prominente Position der Computer in den Beratungsbüros stets den Augenkontakt zur gegebenenfalls vorhandenen Begleitperson. Gleichzeitig wird der Computer als Blackbox zum kontrollierenden Instrument. Die Klient*innen, so Grimmer, sollen einerseits nicht wissen, was die Arbeitsvermittler*innen schriftlich festhalten und persönlich interpretieren, und sollen sich andererseits doch zugleich in einer gewissen Manier inszenieren: In einer „Handicapologie zweiter Ordnung“ (S. 77) nämlich würde entlang der eingeschätzten Motivation und Qualifikation über die Kontaktdichte und Regelmäßigkeit der

Einbestellungen entschieden. Glaubwürdigkeit wird zur zentralen Beurteilungskategorie, die der Computer nicht kennen kann, obgleich er wie andere Medien der Schriftlichkeit intensiv in die Interaktion mit den Klient*innen einbezogen wird. Jenseits der behördenlogischen Strukturen stellen die begleiteten Arbeitsvermittler*innen Hypothesen über das Privatleben der Klient*innen an und entwickeln informelle Strategien, diese zu überprüfen.

Die Kontaktdichteregulation, die maßgeblich auf einer persönlichen und kaum formal reglementierten Einschätzung der Beratenden basiert, deutet nach Grimmer auf eine Homologie zwischen Behörde und Arbeitswelt. Behördenkompetenz der Klient*innen würde vor Ort als Arbeitsmarktkompetenz gelesen und sei gekoppelt an moralische Kategorisierungen durch die Beratenden. Mangelnde Motivation oder auch mangelnder Kooperationswille in den Gesprächen wird als Indikator für einen ebenso mangelnden Arbeitswillen gelesen. Die Erwartung also, die Grimmer der alltäglichen Praxis der Jobcentergespräche beimisst, zielt darauf ab, dass sich die Klient*innen in der Behörde wie auf dem Arbeitsmarkt verhalten sollen. Um diesem Anliegen gerecht zu werden, setzen die begleitenden Beratenden primär rhetorische Kniffe ein und drohen nicht direkt mit Sanktionen. Wer nicht als schlechte*r Klient*in gelesen werden möchte, sieht sich hier in der moralischen Pflicht, bereits den rhetorischen „Verkaufsargumenten“ (S. 171) zu folgen. Forciert werden diese subtilen Kniffe, indem die Beratenden auf allen Ebenen zum Fall erklärt werden, um den es sich in Form von Qualifizierungsmaßnahmen, aber auch durch Gesundheitskontrolle zu kümmern gelte.

Es handle sich damit um ein dezidiert unvollendetes neoliberales Projekt, denn es seien primär situative Zwänge, die der explizit sichtbaren Gewaltsamkeit des Rechts in Form von gemeinhin bekannten Sanktionen selbst zunächst überlegen sind. Explizit weiche Regierungstechnologien seien es, die vor allem auf die Selbststeuerung der Individuen setzen.

Die besprochene ethnographische Studie überzeugt durch ihre anschauliche, höchst detaillierte dichte und wohlstrukturierte Beschreibung. Insgesamt ließe sich an viele Stellen des überaus ergiebigen Materials mit weiterführenden gesellschafts- und kulturanalytischen Perspektiven vertiefend anknüpfen. Gewiss bedauerlich ist der Umstand, dass die Auswahl der konkret begleiteten Berater*innen auf einer Einteilung der Teamleiterin des ethnographierten Jobcenters basierte und es sich bei der Institution um „eine Art Vorzeige-Fall“ (S. 25) handelte. Auch wären an vielen Stellen intensivere Einblicke in die ausführlichen Feldtagebuchnotizen und persönlichen Reflexionen der Forscherin wünschenswert gewesen, um ihre Situietheit im Geschehen genauer nachvollziehen zu können; so verwundert etwa der Umstand, die Klient*innen seien der Anwesenheit der Forscherin während der Beratungsgespräche grundsätzlich mit überwiegender Gleichgültigkeit begegnet, läge doch der Verdacht nahe, dass auch die Anwesenheit der Forscher*in selbst als Vertreterin einer

staatlichen Forschungseinrichtung einen situativen Zwang zur Folgsamkeit bestärken könnte. Ungeachtet dessen leistet Grimms Studie einen wichtigen Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Bürokratie- und Arbeitskulturforschung, indem sie zentrale Einblicke in alltägliche Interaktionsmuster und die symbolische Ordnung einer behördlichen Instanz gibt und dabei auf vielen Ebenen alltägliche Praktiken der Stabilisierung und Manifestierung von Machtasymmetrien in prekarierten Lebenszusammenhängen demaskiert, wie es gemeinhin eben nur einer dichten Beschreibung wie dieser gelingen kann.

Felix Gaillinger, Wien

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.17>

Martin Warnke / Anne Dippel

Tiefen der Täuschung. Computersimulation und Wirklichkeitserzeugung. Berlin: Matthes & Seitz 2022, 173 S. ISBN 978-3-7518-0334-2.

Die Kulturanthropologin Anne Dippel und der promovierte Physiker und Professor für Informatik und Digitale Medien Martin Warnke fragen in ihrem Buch *Tiefen der Täuschung* nach den epistemischen und praktischen Effekten der zunehmenden Nutzung von Computersimulationen in der Wissenschaft und anderen digitalen Kulturen. Das Buch ist im Rahmen der DFG-Kolleg-Forschergruppe *Medienkulturen der Computersimulation* entstanden, die an der Leuphana Universität Lüneburg angesiedelt ist. Vor dem Hintergrund der Coronapandemie, in der Simulationen des Infektionsgeschehens als Entscheidungsgrundlage für Abstandsregeln, Lockdowns und Demonstrationsregulierungen herangezogen wurden, konstatieren sie eine „schwere Krise der Wahrheit, die durch digitale Medien ausgelöst wurde“ (S. 32) und sich u. a. in Fake News, Populismus und Verschwörungstheorien äußert. Demgegenüber wollen sie Menschen „ermächtigen, in digitalen Kulturen erfolgreich wissenschaftlich ausgehandelte Weisen der Wirklichkeitserzeugung von betrügerischem Schwindel zu unterscheiden und so das Vertrauen in Expertinnen wiederzuerlangen“ (S. 131).

Die Studie präsentiert dazu eine historisch-ethnografische Rekonstruktion eines zentralen Experiments aus der Physik, um daran den technisch-medialen Wandel der Wissensproduktion, Theoriearbeit sowie methodischen Absicherung zu diskutieren, den sie nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in vielen anderen Feldern beobachten. Im Anschluss an klassische Arbeiten der Wissenschaftsforschung von Ludwik Fleck und Thomas Kuhn verstehen sie die Physik als ein Denkkollektiv, deren dominanter Denkstil der mathematisch gefassten, kausal denkenden theoretischen Physik durch Computersimulationen herausgefordert wird, die primär mit Korrelationen operieren. Ihr empirisches Fallbeispiel ist das quantenmechanische Doppelspaltexperiment, das 1801 erstmals durchgeführt wurde, um die Natur des Lichts zu

erforschen. Daran schlossen sich viele erkenntnistheoretische Debatten wie um den Welle-Teilchen-Dualismus an, die in der Gegenwart von Christel Michielsen und Hans de Raedt am Forschungszentrum Jülich mit Computersimulationen neu aufgegriffen und von den Autor*innen ethnografisch begleitet werden. Das Beispiel eignet sich hervorragend, um das grundlegende Argument zu verdeutlichen, dass Computersimulationen für Theoriearbeit benutzt werden können und mit ihnen ein epistemischer Paradigmenwechsel im Gange ist, der auf vielfältige Widerstände stößt und damit wiederum eine methodologische Absicherungsarbeit hervorbringt.

Die Haltung, die die Autor*innen angesichts der Verunsicherung durch digitale Medien entwickeln, bezeichnen sie als „operativen Realismus“, den sie im ersten Kapitel erläutern. Er schließt an die Neuen Materialismen und feministischen Science and Technology Studies von Donna Haraway und Karen Barad an und denkt Beobachter*innen und Medien als konstitutive Elemente von Relationen und Intra-Aktionen im Erkenntnisprozess mit.

Das Buch ist in vier Kapitel gegliedert: Nach der programmatischen Einleitung folgt im zweiten Kapitel eine dichte Beschreibung ihrer ethnografischen Feldforschung und eine Einführung in das Feld der Quantenphysik. Das dritte Kapitel analysiert den Medienwandel der physikalischen Wissensproduktion und deren blinde Flecken: Von der theoretischen Physik, die von Naturgesetzen und ersten Prinzipien ausgeht und mit Differentialgleichungen operiert, hin zu einem simulativen Verhältnis zur Natur anhand informatischer Regeln und Standardisierungsprozesse. Im vierten und letzten Kapitel „Sinn und Skepsis“ fragen die Autor*innen schließlich, wie mit Computersimulationen überhaupt versucht wird, Gewissheit zu erzeugen, obwohl damit nur ein „imitation game“ (Alan Turing) gespielt werden kann. Dazu gehen sie leider nur cursorisch auf den Vergleich von Simulationsmodellen, die Überprüfung der Reproduzierbarkeit und die Standardisierung von Softwarepaketen ein.

Den Autor*innen gelingt es sehr gut, ihre Forschungsaufenthalte und das Doppelspaltexperiment anschaulich und nachvollziehbar darzustellen. Auch die Entscheidung, ihre ethnografischen Beschreibungen als „kondensierte, pointierte Nacherzählungen“ (S. 34) wiederzugeben und diese gemeinsam mit den erforschten Physiker*innen zu überarbeiten, erscheint angemessen und konsequent. Allerdings wäre es durchaus wünschenswert gewesen, die von den Autor*innen selbst erwähnten generationellen, geschlechtlichen, disziplinären und hierarchischen Differenzen (S. 38) auch auszuführen, statt sie hinter dem kollektiven Wir unsichtbar zu machen.

Interessant und problematisch zugleich wird es bei der Frage der Reichweite der Diagnose des Buchs. Im engeren Sinne ist die Arbeit eine kleine wissenschaftsethnografische Studie, die die Marginalisierung der *computational physicists* und das medienvergessene, instrumentelle Computerverständnis innerhalb der Mainstream-Physik kritisiert. Die Autor*innen wollen darüber hinaus allerdings eine wesentlich breitere Diskussion über die „Gültigkeit alltäglicher Weltverhältnisse“ (S. 10) in der

Digitalisierung führen. Sie gehen davon aus, dass sich „die Beispiele aus der subatomaren Welt in unsere makroskopische Welt hochskalieren lassen“ (S. 33). Für eine überzeugende Argumentation wäre hier die vergleichende Analyse eines anderen Feldes notwendig gewesen, in dem Computersimulationen zum Einsatz kommen. Diese werden im vorliegenden Buch allerdings nur angedeutet und laden insofern zu weitergehender Forschung ein.

Es ist zu befürchten, dass das Buch keine große Rezeption erfahren wird, wenn es in der Physik ignoriert wird und das empirische Beispiel für die Kulturanthropologie zu weit weg vom Alltag der meisten Menschen ist. Zu wünschen wäre ihm allerdings das Gegenteil!

Andreas Möllenkamp, Hamburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.18>

Klaus Näumann/Gisela Probst-Effah (Hrsg.)

Musikethnologische Feldforschung. Historische und gegenwartsbezogene Perspektiven. Berlin: Logos 2021, 318 S. ISBN 978-3-8325-5327-2.

Der Band eröffnet zugleich die neue Schriftenreihe „Musikkulturen im Fokus“, herausgegeben von der Professur für Musikethnologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er basiert größtenteils auf Referaten einer Tagung aus dem Jahr 2016 und bezieht sich auf Forschungsfelder in Deutschland, Frankreich, Bosnien und Herzegowina, Russland, Iran, Angola, Tansania, Kamerun, Mexiko und Südostasien. Gerade diese geografische bzw. geopolitische Streuung sorgt für kulturelle Verfremdungseffekte, worüber auch die Bedeutung sozialer bzw. sozioökonomischer sowie situativer Herausforderungen für empirische Forschung betont wird. Dabei stellt das musikkulturelle Interesse besondere Herausforderungen, da nicht nur Gespräche, sondern auch musikalische Produktionen und musikbezogenes Verhalten Teil der Feldforschung sind. Dilemmata des Vorwissens werden ebenso behandelt wie die Gefahren selektiver Zugänge. Auch persönliche Betroffenheiten und Probleme im Feldkontakt treten nachvollziehbar hervor. Freilich bekommen nicht in jedem Beitrag die methodischen Fragen explizite Aufmerksamkeit, doch durchgehend werden Feldforschungen in relevanten Facetten behandelt, was den spannenden Band ertragreich abrundet.

Klaus Näumann eröffnet den Band engagiert und anregend mit grundsätzlichen Ausführungen zur Entwicklung musikethnologischer Empirie, deren Anfänge er spätestens in den 1830er Jahren sieht und in einem positiven Narrativ ins 20. Jahrhundert verfolgt sowie mit einem Plädoyer für „die unterschiedlichsten Formen des musikethnologischen Feldforschens“ beschließt. Entsprechend setzen sich die Autor*innen der Beiträge mit der musikethnologischen Feldforschung aus ganz unterschiedlichen Perspektiven auseinander. Ich eröffne den Reigen mit drei Beiträgen,

an denen diese Bandbreite besonders deutlich wird. Dies kann zwar als eine gewisse Schwäche des Bandes aufgrund der Inhomogenität seiner Feldforschungsthematik aufgefasst werden, andererseits sorgt jedoch gerade diese Streuung für den produktiven und ansprechenden Reiz dieses Bandes.

Bernhard Bleibinger berichtet in seinem musikwissenschaftlichen Beitrag über seine Empirie des Musikinstrumentenbaus in Ostafrika von einer unvorhergesehenen Möglichkeit der wissenschaftlichen Datenerhebung. Solchermaßen mit einem lokalen Meistertrommler in Kontakt gekommen, stellte er mittels eines mimetischen Lernprozesses und dem begleitenden gemeinsamen Musikspielen einige Musikinstrumente her, deren Produktionsprozess er ausführlich beschreibt, wobei er das spielerische Wesen und die soziale Dynamik dieser Herstellungsprozesse betont. – In ihrem kultursoziologisch orientierten Beitrag spürt *Astrid Reimers* der Bedeutung laienmusikalischer Aktivitäten für kleine Orte am positiven Beispiel Kaltenherberg in der Nordeifel mit 13 musikalisch aktiven Gruppen nach. Im Fokus stehen die Strategien zur Aufrechterhaltung der dortigen Vielfalt, die u.a. über dorfübergreifende Mitgliedschaften und Zusammenarbeit maßgeblich gestützt wird. Darin erkennt sie eine wichtige Perspektive, ohne die kleine Dörfer nicht diese Vielfalt vorweisen könnten – was jedenfalls nur jenseits peripherer ländlicher Räume gilt. – Und in der Form eines biografischen Rückblickes schildert *Gretel Schwörer-Kohl* Episoden ihrer empirischen Erlebnisse während ihrer musikethnologischen Feldforschungen in Südostasien ab den 1970er Jahren, allerdings ohne explizite Beschäftigung mit empirischen Methoden.

Innerhalb der heterogenen Anlagen und Perspektiven tritt die Differenz zwischen historiografischen Beiträgen und gegenwartsbezogenen bzw. auf eigener Empirie beruhenden Beiträgen hervor. Die vier historischen Beiträge des Bandes präsentieren eine anregende Vielfalt der Themen und Zugänge. *Michael Fischer* behandelt die Volkslied-Sammeltätigkeit von Louis Pink (1873–1940) in Lothringen, die von kulturkritischen und nationalen Impulsen getragen war. Dessen Feldforschungspraxis unterzieht er reflexiv einer intensiven Kritik. Sein solider Beitrag präsentiert einen lesenswerten Ansatz für eine kritisch-reflexive Analyse historischer Praktiken und Befunde. – Historische Überblicke über die Populärmusikforschung im Harz beiderseits der Grenze BRD/DDR von den 1950er bis in die wiedervereinigten 1990er Jahre (*Ernst Kiehl*) sowie in kritischem Zugriff über die musikologisch und musikgeschichtlich ausgerichtete Feldforschung in Russland ab ihrer staatlichen infrastrukturellen Unterstützung in den 1920er Jahren bis in die Gegenwart mit Exkursen zu ideologischen Ansätzen, der Aufnahmetechnik und Archiven mit Phono- und Videoaufnahmen (*Elena Shishkina*) geben instruktive Einblicke. Allerdings bleiben in beiden Fällen Ausführungen zum methodischen Vorgehen bei den Feldforschungen in Wandel der Zeit unterbelichtet. – Dies trifft ebenso zu für *Jasmina Talam*, die in Deutschland und Österreich lagernde historische Sammlungsbestände von Aufnah-

men kommerzieller Art sowie von Feldforschern zu traditioneller Populärmusik aus Bosnien und Herzegowina seit Anfang des 20. Jahrhunderts vorstellt und hinsichtlich ihrer musikalischen Besonderheit, konzeptioneller Implikationen bzw. genderspezifischer Öffnungen kritisch bewertet.

Auch die gegenwartsbezogenen bzw. auf eigener Empirie beruhenden Beiträge behandeln verschiedene Facetten empirischer Forschung und bereichern den Band mit methodisch und allgemein interessanten Ansätzen und Erkenntnissen. *Keivan Aghamohseni* legt mit seiner auf praxeologischer Konzeption beruhenden Studie zu Fußballsongs in Teheran nach der islamischen Revolution eine erhellende soziopolitische Analyse vor, die in der Kreation von mit Popmusik und islamistischen Parolen überformten religiösen Gesängen und Volksmusik eine staatspolitisch legitime Duldung von Gesang in Fußballstadien erschließt. – Ebenso spannend ist der methodisch bestens reflektierte Beitrag von *Sven Kirschlager*, der seine irritierenden Felderlebnisse in Mexiko bezüglich alltäglicher und obsessiver Hitler-Grüße und -Referenzen als Schlüssel zur dortigen Kultur interpretiert. Angewandt in *relajos* (Provokationen des Gegenübers mit Spitznamen, Doppeldeutigkeiten und schlüpfrigen Unterstellungen) und vergleichbar in Balladen, den sog. *corridos*, mit ihrer Begeisterung für männliche Gewaltakteure, kommt ein morbider *Machismo* zum Ausdruck, in dem sich die Perspektiven der Gesprächspartner auf die Gewaltexzesse und massiven Probleme ihres gesellschaftlichen Umfelds spiegeln. – Ihre Untersuchung des Märchenerzählens in Angola in einem Team aus fünf Personen konterkariert *Regine Allgayer-Kaufmann* nachvollziehbar mit Roland Girtlers Plädoyer zu einsamer Forschung sowie zu einer Einheit von Forschung und Bericht in seinem Buch „Methoden der Feldforschung“. Wie sie anhand der landestypischen, ungewohnt diffizilen und ritualisierten Schritte der Kontaktnahme und Kommunikation mit den Beforschten erläutert, war für sie die Teamarbeit unter örtlich und situativ wechselnden Bedingungen Garant eines erfolgreichen Erkenntnisprozesses.

In seiner methodisch und theoretisch dichten Reflexion seiner eigenen Empirie des *Milieu House/Techno* analysiert *Timor Kaul* in erfrischend transparenter Weise sein Bekanntwerden mit dem Musikstil, seinen induktiven Ansatz und Zugang zur Szene sowie in semiotischer Orientierung seine Decodierungsarbeit des milieuspezifischen Zeichenvorrats. Ihm geht es darum, in der Untersuchung musikbezogener Diskurse die subjektiven Perspektiven und Relevanzen zu rekonstruieren, was er exemplarisch anhand der kritischen Auswertung seiner Feldnoten und Interviewpraxis hoch anregend ausführt. – Die hier konzeptionell mitschwingenden ethischen Fragen prägen auch *Nepomuk Rivas* Studie zu Überlieferungstechniken Kameruner Kirchenmusiken. Dort wirft die postkoloniale Situation Herausforderungen für seine Feldforschung sowie Probleme für seine identitäre Positionierung auf, was er eingängig reflektiert. – Gleichfalls ethische Momente spielen in die forschungsstrategische Frage von Nähe und Distanz zwischen Forschenden und Befragten hinein, die Klaus

Näumann in einem weiteren Beitrag engagiert aufgreift. Dazu schildert er entsprechend Situationen bei seinen Forschungen in Trinidad und Polen und wägt ab, um abschließend grundsätzlich zu resümieren: Einerseits sei es erstrebenswert, sich einer Kultur bzw. den zu Beforschenden maximal anzunähern, mit ihnen musikalisch zu interagieren und sie dicht zu beobachten, doch andererseits sei eine gewisse Distanz bei Feldforschungen aus Respekt geboten sowie aus ethischen und anderen Gründen oftmals sogar notwendig.

Ein alles in allem empfehlenswerter Band, der mit seiner musikkulturellen Orientierung ein bereichernder Beitrag zum Publikationsfeld empirischer Methoden ist.

Manfred Seifert, Marburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.19>

Johannes Müske/Michael Fischer (Hrsg.)

Schlager erforschen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein populäres Phänomen. Münster, New York: Waxmann 2023, 237 S. ISBN 978-3-8309-9681-1.

Das Schlagerlied *Atemlos durch die Nacht* kennt jede:r, aber hören tut es angeblich niemand und gut finden, besonders in akademischen Kreisen, schon gleich gar keine:r. Derartige Phänomene aus der musikalischen Welt der Unterhaltung und damit auch der *guilty pleasures* beleuchtet der von Johannes Müske und Michael Fischer herausgegebene Sammelband. Er ist das Ergebnis eines Anfang 2020 unter gleichnamigem Titel abgehaltenen Workshops am Zentrum für Populäre Kultur und Musik der Universität Freiburg.

In seiner Einleitung, die den Forschungsgegenstand Schlager begrifflich fasst und wissenschaftlich einordnet, formuliert *Johannes Müske* als Ziel der Publikation, „den Schlager aus unterschiedlichen kulturwissenschaftlichen Perspektiven zu untersuchen, aktuelle Forschungsarbeiten zusammenzubringen und so zu einer stärkeren Beachtung des Themas beizutragen“ (S. 10). Dementsprechend gliedert sich der Band in vier unterschiedliche Bereiche (Ideologie und Politisierung; Klang und Performance; Musik und Markt; Mediale Inszenierung) und eröffnet ein breites interdisziplinäres Spektrum. Aus den insgesamt 14 Beiträgen wird im Folgenden je einer pro Themenbereich exemplarisch ausgewählt.

Im ersten Teil zeigen neben Beiträgen von *Kaspar Maase* zu zwei forschungstheoretischen Deutungsmustern gegenüber populärer Musik sowie einer historischen Perspektive auf Schlager in der DDR von *Michael Rauhut*, *Ella Detscher* und *Marie Kaltenbach* anhand ihrer Forschung zu den Fans von Andreas Gabalier einen ethnografischen Zugang zum Schlagerphänomen. Damit geben sie ein Beispiel, wie sich Forscher:innen mit und/oder gegen ihre eigenen Vorurteile gewinnbringend mit dem „Gegenwartsalltag der Vielen“ beschäftigen können. Ihr Ergebnis: In den re-

tropischen Gabalier-Texten finden Fans Legitimierungen für traditionelle, bewahrende Lebensgestaltung und sich in einer Gemeinschaft mit der „Sehnsucht nach dem besseren Früher“ wieder. Thematisch passend ergänzt wird diese Analyse durch den Beitrag *Maximilian Kreters*, der die Bedeutung des Schlagers für die Popularisierung des Rechtsrocks, beispielsweise durch Coverversionen, beleuchtet.

Der Frage, wie Schlager klingt, nähert sich im zweiten Teil *Alan von Keeken* aus der Perspektive der Phonomusikologie, die die „klangliche Gestaltung und ihre räumlich-sozialen Kontexte“ fokussiert. Damit öffnet er der Forschung eine Welt, die aufgrund schwieriger Quellenlage oft verschlossen bleibt: das Tonstudio. Anhand der Entstehung, beinahe ‚Erfindung‘ des unverwechselbaren Sounds von Wolfgang Petry zeichnet er schlüssig und spannend die entscheidende Bedeutung verschiedener ästhetischer Faktoren und deren Akteure, wie beispielsweise Produzent:innen, auf. Erst durch die Einführung der verzerrten E-Gitarre als Klangmarker gelang es, den „Petry-Party-Schlager“ (Lillie) zu etablieren – ein Beispiel, wie spezifische ‚Sounds‘ von Künstlern Gegenstand von Forschung sein können. Ergänzt wird dieser Blick auf Klang und Performance durch eine musikalische Analyse des Titels *Atemlos durch die Nacht* von *Otfried Büsing*, an die *Marina Forells* Auslotung der Rolle von Helene Fischer im Hinblick auf Postfeminismus zwischen Selbstermächtigung und Antifeminismus anhand einer Analyse vestimentärer Provokationen anschließt.

Zwei Beiträge, einer von *Martin Lücke* und jener von *Christian A. Müller*, nehmen im dritten Teil die wirtschaftshistorische bzw. musikwirtschaftliche Seite des Schlagers in den Fokus. Musikalische Anpassungen hinsichtlich des potenziellen Absatzmarktes zeichnet *Christina Richter-Ibáñez* anhand von *Schuld war nur der Bossa Nova*, gesungen 1963 von Manuela, nach. Dieses Cover dient ihr als Anschauungsmaterial, um mögliche Erkenntnisse der angewandten Translationswissenschaft zu demonstrieren. In der tabellarischen Analyse von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zur englischen und spanischen Version zeigen sich Charakteristika des deutschen Covers hinsichtlich Story, musikalischem Text und Interpretation. Dabei werden trotz großer Nähe zum Original länderspezifisch angepasste Vermarktungsstrategien, wie ein erfundener, exotisierender Akzent der Interpretin, herausgearbeitet.

Der letzte Bereich trägt einen medienwissenschaftlichen Blick auf Schlager bei, indem er ihn in den Zusammenhang mit anderen, bildhaften Medien stellt. *Maria Fuchs* zeigt darin anhand des Schlagers im Heimatfilm der 1930er Jahre die mediale Wandel- und Anpassungsfähigkeit sowie Fortwirkung verbundener Topoi derartiger Musikstücke bis in die Gegenwart auf. Am Beispiel des österreichischen Produzenten, Regisseurs und Schauspielers Luis Trenker verfolgt sie medienanalytisch die plurimediale Rezeptionsgeschichte des Liedes *Wir Kameraden der Berge*, gesungen im Film *Der Sohn der weißen Berge* (1930), bis zur aktuellen „Heimat- und Volksmusikpflege“ und zeigt so anschaulich den Mechanismus, wie Bilder von Landschaft,

hier der Alpen, mit entsprechenden audiovisuellen Medien inszeniert und dauerhaft erinnerungskulturell verknüpft werden.

Schließlich sind es folglich deutlich mehr als reine „kulturwissenschaftliche Perspektiven“, die der Sammelband vereint, sodass er eine große Breite an methodischen und disziplinären Zugängen zum Schlager eröffnet. Auch bietet er eine angenehme Balance aus historischen und gegenwartsanalytischen Forschungen. Allen Beiträgen ist neben der fundierten Darstellung der jeweiligen Forschungsgeschichte eines gemein: Beinahe alle Autor:innen verweisen auf Desiderate und ausstehende Forschungen. Und darin liegt auch die Stärke des Sammelbandes, denn hinein in diese wissenschaftliche Leere leistet er einen ersten Aufschlag zu hoffentlich weiterer Beschäftigung und gibt hierfür spannende Anreize und mögliche Richtungen, auch aus interdisziplinärer Perspektive. Es bleibt der EKW zu wünschen, dass sie mithilfe dieses Bandes auch die letzte Scheu vor vermeintlichem ‚Schund‘ überwunden hat und das Potenzial und die wissenschaftliche Daseinsberechtigung der Beschäftigung mit populärer Musik und ihren massenkulturellen Ausprägungen erkennt. „Eine systematische kulturwissenschaftliche Untersuchung des Schlagers steht bislang aus“ (S. 10), schreibt Múske einleitend, und nach der Lektüre des Sammelbandes lässt sich bilanzieren: Diese würde sich aus kulturwissenschaftlicher Sicht wirklich sehr lohnen!

Jana Stadlbauer, Fürth/Eichstätt

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.20>

Julia Gehres

Fest, Event, Spektakel? Zur Inszenierung des venezianischen Karnevals im Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse. Münster, New York: Waxmann 2021, 252 S. (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 22; zgl. Mainz, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-8309-4363-1.

Eine kulturwissenschaftliche Arbeit über den Karneval in Venedig zu schreiben ist in gewisser Weise ein risikoreiches Unterfangen. Denn einerseits liegt bereits eine Vielzahl empirischer oder historischer Arbeiten zu größeren Fest- und Brauchkomplexen (sowie deren Transformation in kulturelles Erbe) vor, die es unter anderem in Bezug auf Forschungslücken und Theorienangebote zu befragen gilt. Andererseits gehört die Brauch- und Festforschung in der Empirischen Kulturwissenschaft nicht gerade zu jenen Forschungsfeldern, denen Innovation, Relevanz oder kulturtheoretische Ambition nachgesagt wird. Dass die Auseinandersetzung mit einer lokalen Fest- oder Brauchkultur gleichwohl attraktiv ist und dass wichtige kulturwissenschaftliche Perspektiven hier eingelöst werden können, zeigt Julia Gehres in ihrer 2021 vorgelegten Studie zur Inszenierung des venezianischen Karnevals. Im Kern geht es der Auto-

rin darum, die Deutungsebenen des lokalen Karnevals und dessen kontinuierliche Transformation herauszuarbeiten. Dazu hat Julia Gehres eine Vielzahl eher kürzerer Interviews geführt, teilnehmend den venezianischen Karneval beobachtet und diverse andere Quellen in ihre Analyse integriert, die sich einerseits für Eventisierungsprozesse seit der Revitalisierung des Karnevals Ende der 1970er Jahre interessiert und die andererseits danach fragt, welche Rückschlüsse daraus auf größere gesellschaftliche Transformationsprozesse zu ziehen sind. Letzteres gelingt der Arbeit – um dies gleich vorwegzunehmen – nur partiell. Dafür hätte der heuristische Fokus der Arbeit umfassender sein müssen, dafür hätte der Ort selbst mit seinen sozialen, kulturpolitischen und ökonomischen Strukturen noch sehr viel stärker in den Blick genommen und mit den empirischen Befunden verzahnt werden müssen.

Julia Gehres' Arbeit ist eher klassisch aufgebaut: Sie setzt sich eingangs mit aus Sicht der Autorin relevanten Begriffen auseinander – Brauch, Fest, Ritual, Event, Spektakel –, referiert dann den Forschungsstand der volkskundlichen Karnevals- und Fastnachtsforschung und leitet im Anschluss auf die Stadt Venedig über. Ein größeres Kapitel rekonstruiert die Geschichte des venezianischen Karnevals, wobei die Autorin leider tendenziell nur Literatur referiert, diese aber nicht als Quelle selbst begreift. Die eigentliche Analyse ist im siebten Kapitel der Arbeit organisiert, dem ein Kapitel zum methodischen Vorgehen vorangestellt wird. Daraus ergibt sich eine gewisse Asymmetrie in der Arbeit, denn die Ergebnisse werden auf gerade einmal etwas mehr als 100 Seiten ausgebreitet (etwas unspezifisch überschrieben mit „Empirische Annäherungen“). Ein eigenes kürzeres Kapitel befasst sich vor dem Fazit schließlich noch mit Fragen der Eventisierung des Karnevals.

Die Ergebnisse der Empirie – dies ist nicht als Kritik zu verstehen – sind in großen Teilen wenig überraschend: Da ist das diskursive Ringen um den ‚authentischen‘, ‚richtigen‘, ‚angemessenen‘ Karneval, um die Rolle der Touristinnen und Touristen, die einerseits für lokale Wertschöpfungsketten (ökonomisch wie auf symbolischer Ebene) zentral sind, die aber andererseits beständige Aushandlungsprozesse über die Konsistenz des Karnevals am Laufen halten, und da ist die nostalgische Rückschau auf einen vergangenen und mitunter symbolisch und affektiv überhöhten Karneval, an dem noch alles in Ordnung schien. Der Karneval von Venedig wird damit zu einem Beispiel für jene kulturellen Abnutzungsprozesse traditioneller Kultur, welche aus Sicht lokaler Akteur*innen dem eigenen Erfolg zum Opfer fällt, die aber gleichwohl aus komplexen Motivationslagen und keineswegs nur aus Gründen der Traditionalität heraus weiter praktiziert wird. Überdeutlich arbeitet die Autorin die vielen kulturpessimistischen Stimmen heraus, die diese Transformation des lokalen Brauchs in ein touristisch vermarktbare Event beklagen. Gleichwohl kann Julia Gehres aber auch zeigen, wie vor Ort eine kreative und kritische Auseinandersetzung stattfindet: So wurde im Jahr 2010 etwa erstmals eine Ratte aus Pappmaché abgeseilt als Parodie auf den traditionellen Flug des Engels. Ausgelöst wurde in der

Folge eine kontroverse Diskussion über den symbolischen Gehalt der Ratte – als spezifisches Identifikationsangebot mit spezifischem kulturhistorischem Hintergrund oder als höchst problematisches Symbol im Kontext des touristischen Marketings.

Julia Gehres' Dissertationsschrift bietet wichtige Einblicke in lokale Interpretationsweisen des venezianischen Karnevals. Sie rekonstruiert die Geschichte eines lokalen Brauchs und das vielschichtige Ringen um dessen Deutung. Mitunter vermisst man bei der Interpretation der Deutung hingegen weiterführende Perspektiven, die sich etwa auch ergeben hätten, wenn die teilnehmende Beobachtung eine stärkere Gewichtung erhalten hätte. Einige Aspekte werden in der Interpretation übersehen, so etwa, wenn Herr und Frau U. bestimmte Formen der Kostümierung kritisieren und davon ausgehen, es seien (anders als Tourist*innen aus Deutschland) vor allem Tourist*innen aus Frankreich, die als „Tüllmonster“ (S. 190) auftreten würden. Sie würden sich selbst dagegen für stilvolle und historisch belegbare Kostümierungen aussprechen. Dies hingegen würde insbesondere durch eine „Französisierung der Postkarten“ (S. 191) konterkariert, auf denen vermehrt die von ihnen kritisierten schlecht Kostümierten abgebildet würden. Die Postkarten dienten dann in der Folge wiederum als Inspirationsquelle; und so ergebe sich schleichend ein Niedergang in der Qualität der Kostüme und Masken. Hier lassen sich nicht nur Fragen der Ästhetisierung und Aushandlungen des Ästhetischen rekonstruieren, sondern auch komplexe Blickregime und Identifikationsweisen.

Es ist ein wenig bedauerlich, dass Julia Gehres wichtige Fragen erst im Ausblick anspricht, die das Forschungsdesign der Arbeit hingegen bereichert hätten – so etwa der Aspekt der Generationalität, der des Vergleichs oder die Frage nach regionalen Spezifika. Auch scheint die bearbeitete Literatur mitunter etwas eingeschränkt – hier aber hätten sich noch weitere fruchtbare Perspektiven eröffnet wie etwa die Frage nach kultureller Aneignung oder kulturellem Eigentum, die Frage nach kulturpolitischen Entscheidungen oder nach Wertschöpfungslogiken. Auch zu den spezifischen Organisationsstrukturen, den ökonomischen Zwängen, den Einflussphären lokaler Cultural Broker und deren sozialen Infrastrukturen, Interessen und Kapitalien gibt die Arbeit vergleichsweise wenig Aufschluss. Ob die Fragebögen, die mit dem Ziel erstellt wurden, Einblicke in die touristische Perspektive zu erhalten, eine sinnvolle Ergänzung der Empirie darstellen, ließe sich sicherlich kontrovers diskutieren. Dem eigentlichen empirischen Kapitel hätten vorangestellte forschungsleitende Fragen (insbesondere auch in den Unterkapiteln) sicher gut getan, die dann auch weitere interpretative Räume in der Arbeit eröffnet hätten. Gleichwohl kann Julia Gehres deutlich herausarbeiten, welchen komplexen (und mitunter umstrittenen) Stellenwert sogenannte traditionelle Kultur in der Gegenwart einnimmt.

Markus Tauschek, Freiburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.21>

Judith Schmidt

Kalkulierte Mobilität. Ökonomische und biographische Perspektiven auf Saisonarbeit. Frankfurt a. M., New York: Campus 2021, 281 S. (Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, 20; zgl. Mainz, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-5935-1448-2.

Die Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Arbeitskulturen nahm sowohl in Anbetracht der disziplinären Abgrenzung von der vorbelasteten bäuerlichen Volkskunde als auch mit Blick auf grundsätzliche technische und ökonomische Prozesse, die eine prozentual nur noch geringe Anzahl an in der Landwirtschaft tätigen Menschen bedingten, bis Anfang des 21. Jahrhunderts im Fach nur mehr eine marginale Rolle ein. Seit einigen Jahren ist nun wieder ein starkes Interesse am Themenfeld zu verzeichnen, das vor allem auf zahlreichen mit der agrarischen Produktion zusammenhängenden ökologischen und klimatischen Implikationen beruht. So befasste sich etwa jüngst Franziska Sperling mit Fragen der Energiepolitik im Kontext von Biogasanlagen, Sarah May führte in Freiburg ein öffentlichkeitswirksames Lehrforschungsprojekt zu Bioökonomie durch, an den Standorten Würzburg wird Landwirtschaft im Kontext von Multispecies-Beziehungen und in Regensburg v. a. in Verbindung mit Nahrungskulturforschung beleuchtet. Judith Schmidts Studie dockt an diese innerfachliche „Wiederentdeckung“ der Landwirtschaft an, erweitert sie aber durch hier noch kaum fokussierte Ebenen von Mobilität und erzählforscherische Perspektiven.

Für ihre an der Universität Mainz eingereichte Dissertation konzentriert sich die Autorin auf Saisonarbeit im Gemüse-, Obst- und Weinbau und analysiert dazu mithilfe einer akteurszentrierten Herangehensweise sowohl die Interviewaussagen von rumänischen Arbeitnehmer:innen wie auch ihrer landwirtschaftlichen Arbeitgeber. Judith Schmidt forscht dazu in erster Linie im Mainzer Umland des stark durch Sonderkulturen und damit auch Saisonarbeit geprägten Bundeslandes Rheinland-Pfalz, reist aber auch nach Rumänien, um ihre Interviewpartner:innen in deren Heimat befragen zu können. Dass sich dies als weit weniger ergiebig erweist als zuvor angedacht, ist nur eine von vielen Hürden, die Judith Schmidt im Verlauf ihrer Feldforschungen überwinden musste. So legt die Autorin umfassend und selbst für unser an Eigenreflexion sicherlich nicht armes Fach erfrischend schonungslos offen, weshalb sie ihren ursprünglich geplanten Fokus, nämlich ausschließlich die ansonsten im öffentlichen Diskurs kaum sichtbaren Saisonarbeitskräfte selbst zu beforschen, verändern musste: Erwiesen sich die eigentlich nur als Zugangsöffner gedachten Betriebsleiter zum einen als massive Gatekeeper, die den Kontakt zu den Angestellten häufig verwehrten, so waren zum anderen auch die rumänischen Arbeiter:innen nur wenig am Austausch mit der Forscherin interessiert bzw. ließen vereinbarte Termine immer wieder platzen – auch vor Ort in Rumänien. Dabei ist der Aufwand, den die Autorin für einen gelingenden Zugang unternahm, ohnehin bemerkenswert – um nicht auf die Anwesenheit von Übersetzer:innen angewiesen zu sein, erlernte sie parallel zur

Dissertation Rumänisch. Judith Schmidt reagiert letztlich anpassungsfähig – auch in Anbetracht der ihr als in Care-Aufgaben eingebundenen jungen Mutter überhaupt möglichen Flexibilität – und geht „an dieser Stelle den Kompromiss zwischen Ideal und Realität ein“ (S. 79). Ich erwähne dies als Rezensentin auch deshalb, weil die unter Kapitel 3 „Erfahren“ beschriebenen Probleme der Autorin mit dem Feld hier so ehrlich und gleichzeitig optimistisch als neu entstehende Chancen umrissen werden, dass es sicherlich dem/der ein oder anderen vor ähnlichen Herausforderungen stehenden Promovierenden zur Lektüre empfohlen werden kann.

Stark sind auch Schmidts Ausführungen zur Geschichte der Saisonarbeit sowie ihre Auseinandersetzungen mit theoretischen Hintergründen zu zirkulärer Migration, Pendelmigration etc., wobei sie sich aufgrund der hierdurch transparenter aufgegriffenen Handlungsfähigkeit der Akteur:innen im Rahmen der eigenen Studie letztlich für den Begriff der Erwerbsmobilität entscheidet. Die Ergebnisse ihrer Arbeit ordnet die Autorin mit Blick auf ihre beiden beforschten Gruppen bzw. deren an das Konzept von Mary Louise Pratt angelehnte „contact zones“ und überschreibt die Kapitel entsprechend mit „Bewirtschaften“, „Bearbeiten“, „Begegnen“ und „Verstehen“.

Als ungewöhnlicher, aber durchaus schlüssiger Weg erweist sich die Suche nach erzählforscherischen Motiven in den Befragungen der Landwirte. Schmidt erkennt diese als sogenannte „Kalkulationserzählungen“ und stellt den Faktor Wirtschaft damit zentral, was sie auch einleitend bereits durch ihre Einbettung der Studie in den Bereich der ökonomischen Anthropologie darlegt. Dabei gelingt es, den starken preislichen Druck, der sich bei den Kommensurationen der Gemüse- und Obstbauern innerhalb von ausschlaggebenden Cent-Beträgen bewegt, die Abhängigkeitsverhältnisse durch die Marktmacht des Lebensmitteleinzelhandels sowie die in Anbetracht dieser Problematiken entstandenen Herausforderungen durch die Erhöhung des Mindestlohnes ausführlich darzulegen. Zwar führt die Nummerierung der Landwirte im Gegensatz zur Nennung von anonymisierten Vornamen bei den Saisonarbeitskräften hier zu einer aus Sicht der Rezensentin nicht nötigen distanzierten Blickweise auf Erstere, dennoch schafft es die Autorin vor allem durch das Einbeziehen von Rahmenerzählungen, auch emotionale Gründe hervortreten zu lassen. So ist vor allem die Weitergabe der Höfe von Generation zu Generation das ausschlaggebende Motiv hinter den Wirtschaftsweisen der Landwirte und bedingt auch ihre Betrachtung der Saisonarbeiter:innen unter einer „Verwertungslogik“ (S. 135). Sehr passend sind hier auch die mithilfe agrarhistorischer bzw. -soziologischer Literatur erfolgten Ausführungen zum Idealbild des unternehmerischen Landwirtes. Allerdings muss an dieser Stelle kritisch angemerkt werden, dass die kaum erfolgte Reflexion der Interviewpartner zu ihrer gesellschaftlichen Stellung wohl auch auf dem Schwerpunkt der gestellten Fragen beruht und Schmidts Fazit „Wer viel verdient, steht gut da“ (S. 155) unter Einbezug neuerer Studien noch differenzierter einbezogen hätte werden können.

Für die Analyse der Aussagen ihrer rumänischen Interviewpartner:innen wählt Schmidt eine andere Herangehensweise: Hier werden exemplarische Biografien vorgestellt, die sowohl die Personen greifbar als auch die Heterogenität ihrer Bezüge zur Saisonarbeit deutlich machen. Die Autorin ordnet diese wiederum jeweils unter den drei Aspekten von Narrativ, Raum und Projekt. Dabei ergeben sich zwar einige Redundanzen, es wird aber auch bemerkenswert klar, dass die Befragten keineswegs nur einseitig von ihren Arbeitgebern abhängig sind, sondern durchaus selbst Kalkulationen vornehmen und ihre Handlungsmacht dadurch herausstellen, dass sie das „Projekt Saisonarbeit“ jederzeit beenden können, wenn sich dieses als zu wenig ergiebig erweist. Auch in diesem Kapitel sind die Rahmenerzählungen besonders interessant: Schmidt analysiert hier die Rolle der rumänischen Korruption, die von einigen Befragten als positive Vergleichsfolie herangezogene Sozialismus-Vergangenheit sowie pessimistische Blickweisen der Interviewpartner:innen auf ihr Heimatland. Dabei arbeitet sie vor allem die Motivation für Familie und Hausbau heraus, der sich als roter Faden und als „Träger des sozialen Status“ (S. 202) durch die Gespräche zieht.

Gerade dieser Aspekt des Aufstiegs spielt wiederum eine Rolle im Kapitel „Begegnen“, wenn etwa die befragten Landwirte mit Blick auf die durch die Saisonarbeit ermöglichten neuen Häuser und Autos ihrer rumänischen Arbeiter:innen Sozialneid erkennen lassen. Schlüssig bezieht Schmidt hier historische Perspektiven auf die Konstruktion von Osteuropa mit ein, das unter dem westlichen Blick kollektiv zum rückständigen Raum wird, was sich wiederum in den Bewertungen der Saisonarbeitskräfte durch die Landwirte spiegelt. Während die ehemals vornehmlich polnischen Arbeiter:innen so etwa als weniger fremd und verlässlicher gesehen werden, zeigt sich in der Einordnung der Rumän:innen eine weitaus größere Distanz. Gleichzeitig wird in den Gesprächen aber auch Bedauern über das Fernbleiben einzelner Saisonarbeiter:innen ausgedrückt, wobei entsprechende emotionale Bezüge stets hinter die im Material zentralen Kalkulationen zurücktreten, welche neben der Entlohnung auch das Können und die Sorgfalt der Angestellten miteinbeziehen.

In ihrem abschließenden Kapitel führt Judith Schmidt die Ergebnisse ihrer Arbeit zusammen und verweist hier nochmals auf den akteurszentrierten Fokus ihrer Studie, dessen nicht immer ganz überzeugende Stellung denn auch als einziger größerer Schwachpunkt der Studie gesehen werden kann. So sind die Analysekapitel immer wieder von etwas zu ausufernd geratenen theoretischen Reflexionen durchbrochen, die einerseits den Lesefluss erschweren, andererseits aber auch den eigentlich im Mittelpunkt stehenden Akteur:innen zu wenig Raum lassen. Dies ist sicherlich auch dem Umstand geschuldet, dass die Autorin – wie einleitend ausgeführt – weniger Interview- und Feldforschungsmaterial generieren konnte als eigentlich geplant. Dadurch erscheint die Arbeit aber auch an einigen Stellen etwas theoretisch aufgebläht und verliert durch die – gleichzeitig auch von beeindruckender theoreti-

scher Expertise der Autorin zeugende – zahlreichen Exkurse u. a. zu contact zones, doing generation, Projekt-Definitionen, livelihood-Strategien, erzählforscherischen Momenten etc. an Stringenz. Wo die Studie wiederum sehr stark ist, bildet sich tatsächlich in der Überschrift des letzten Kapitels „Verstehen“ ab: Nicht nur an dieser Stelle, sondern von Anfang bis Ende des Buches gelingt es Judith Schmidt konsequent, die Entscheidungen ihrer Akteursgruppen für die Lesenden nachvollziehbar zu machen und dabei weder in eigene Betroffenheit noch in ein distanzierendes Abarbeiten zu verfallen. Dank dieser Perspektive werden weder die Saisonarbeitskräfte innerhalb des durch ein klar benanntes Wohlstandsgefälle bedingten Systems als rein Ausgebeutete, sondern durchaus als selbstbewusste Individuen mit Empowerment-Strategien gezeichnet, noch werden die Landwirte einseitig beleuchtet. Mit ihrer Studie hat Judith Schmidt daher ein lesenswertes und für die Erweiterung von Agro-Food-Studies auf Mobilitäts-bezogene Fragestellungen zentrales Buch vorgelegt.

Barbara Wittmann, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.22>

Gerhard H. Hommer

Attraktionen der Straße. Eine Berliner Literaturgeschichte 1927–1932.
Göttingen: Wallstein 2021, 412 S. ISBN 978-3-8353-3985-9.

Eine „Berliner Literaturgeschichte“ der späten Weimarer Republik hat der Literaturwissenschaftler Gerhard Hommer vorgelegt, und es genügt die Lektüre weniger Seiten dieses Buches, um zu verstehen, warum diese Neuerscheinung auch aus der Perspektive einer historisch interessierten Empirischen Kulturwissenschaft höchst relevant ist. Diese Literaturgeschichte dreht sich nämlich um die Großstadtstraße – und damit um einen Sozialraum, der wie kaum ein anderer ein Schauplatz städtischen Alltagslebens war und ist. Die Art und Weise, wie Hommer die Straße als Schnittfläche von Diskursen und Praktiken, Figuren und Figurationen, Texten und Klängen liest, ist kulturwissenschaftlich im besten Sinne, was sich auch im transdisziplinären Zugriff des Autors auf Forschungsliteratur aus Literatur- und Geschichtswissenschaften, Soziologie und Historischer Erziehungswissenschaft, Cultural Studies und Empirischer Kulturwissenschaft abbildet. Die von Hommer zitierten Germanist*innen sind mehrheitlich für kulturwissenschaftliche Zugangsweisen bekannt – von Klaus-Michael Bogdal über Helmut Lethen bis zu Erhard Schütz; umgekehrt finden sich im Literaturverzeichnis erfreulich viele Referenzen aus unserem Fach, und zwar mit einer gewissen Tübinger Schlagseite: Gottfried Korff, Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken, Carola Lipp, Sabine Kienitz und Joachim Schlör. Viel verdankt die Studie darüber hinaus den Arbeiten Rolf Lindners zur Stadt- und Jugendkultur zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik, was auch für die kulturanalytische Herange-

hensweise insgesamt gilt: das Denken in Relationen und Konstellationen sowie eine dichte und sensible Quellenlektüre, die auch im vermeintlich Abgelegenen und Nebensächlichen so manches wichtige Indiz findet.

Für eine Dissertation ungewöhnlich, hält sich der Autor nicht lange mit einer deklaratorischen Einleitung, einem Theorie- oder Methodenkapitel auf. Stattdessen springt er mit dem Protagonisten aus Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* sofort ins volle Straßenleben hinein: „Ulrich steht am Fenster. Minutiös registriert er das Geschehen draußen auf der Straße: Autos, Trambahnen, Gesichter der Passanten“ (S. 9). Mit diesem Auftakt ist auch schon ein Leitmotiv der Studie angerissen: Sie handelt nämlich nicht nur von der Großstadtstraße, sondern mehr noch von der Praxis des Beobachtens: vom Blick, der im Sinne eines Rückspiegelungseffekts auf die Beobachter*innen zurückverweist. Dieser Blick ist für Hommer genuin bürgerlich: Literarische Techniken der Straßenbeschreibung und prominente Figuren der urbanen Observation wie der Flaneur werden auf ihren spezifischen sozialen Entstehungskontext zurückgeführt. Die Imagination der Straße ist für den Autor somit ein Schlüssel zur historischen Kulturanalyse des Bürgertums. Seinen Textkorpus aus Literatur, Publizistik und Theorie charakterisiert er mit einem ironischen Rückgriff auf die traditionelle Literaturgeschichtsschreibung als „Weimarer oder Berliner Straßenklassik“ (S. 11).

Schon im ersten Kapitel thematisiert die Studie systematisch den Zugriff bürgerlicher Ordnungsinstanzen auf das Straßenleben, die bis ins Kaiserreich zurückverfolgten Versuche zur „Domestizierung der Straße“ (S. 22). Hier scheint die Grundkonstellation der vorliegenden Straßengeschichte auf: die Straße als Gefahrenzone, die mit ihrem proletarischen Eigensinn die öffentliche Ordnung, mit ihren Verlockungen den psychischen Haushalt des bürgerlichen Ich durcheinanderbringt. Walter Benjamins *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* ist für dieses Problem ein Schlüsseltext, von dem die Studie auch reichlichen Gebrauch macht. Weitere naheliegende Kronzeugen dieser mentalitätsgeschichtlichen Konstellation sind Alfred Döblin, Franz Hessel, Siegfried Kracauer und Joseph Roth. Weibliche Stimmen kommen dagegen – ein Schwachpunkt der Arbeit – so gut wie überhaupt nicht vor; der Straßendiskurs, den Hommer entfaltet, ist absolut männlich dominiert. Die von der Kapitelüberschrift „Frauen gehen, Männer schauen zu“ (S. 88) benannte Blickstruktur wird daher leider auch vom Buch selbst reproduziert, auch wenn man entschuldigend vorbringen kann, dass es nicht ganz einfach ist, Texte zur Straßenkultur um 1930 zu finden, die von Frauen verfasst wurden. Etwas mehr als Irmgard Keun hätte es aber schon sein dürfen.

In seinem weiteren Argumentationsgang eröffnet das Buch zahlreiche originelle Themenfelder: Da ist beispielsweise der Abschnitt über „Erziehererzähler“, in dem Versuche zur Pädagogisierung der „wilden Cliques“ beschrieben werden und Ernst Haffners lange vergessener Roman *Blutsbrüder* mit Referenz auf Bourdieus *Die feinen Unterschiede* gelesen wird. Da ist der Abschnitt über „Textgebrauch auf der

Straße“, in dem deutlich wird, dass die moderne Massenpresse ohne die Straße nicht denkbar war. Und da ist das Kapitel „Hochmut nach dem Fall“, das es zustande bringt, die Theoriegiganten Adorno, Benjamin und Kracauer in der Diskussion um die Interpretation der Straße und den Stellenwert der Popularität auftreten zu lassen. Die ausführliche Thematisierung pädagogischer Konstellationen im Buch hat ihren Grund vielleicht nicht nur in der Sache selbst, sondern auch darin, dass der Autor laut Klappentext als Grundschullehrer (!) in Berlin arbeitet. Ein Abschnitt zur „Heimatkunde“ als einem „pädagogischen Großprojekt“ (S. 175) der Weimarer Republik überrascht jedenfalls mit hochinteressanten Einblicken in das emanzipatorische Verständnis von (Großstadt-)Heimat bei Autoren wie Franz Hessel oder Erich Kästner. Ge- und beschrieben ist all das in einer brillanten, nuancenreichen Sprache, die *Attraktionen der Straße* auch zu einem echten Denk- und Lesevergnügen macht.

Über das wenige Genannte hinaus enthält der Band auch zahlreiche Vignetten zum Straßenalltag der ausgehenden Weimarer Republik, macht bekannt mit Sandwagen und Milchlieferanten, Scherenschleifern und Kolporteurs, Jugendbanden und dem „Mann vom Bücherwagen“. Er könnte daher auch als alltagsgeschichtliche Fundgrube gelesen werden, wäre da nicht das durchgängig hohe Reflexionsniveau einer Kulturgeschichtsschreibung der Blickbeziehungen. So verstanden, ist die Straße nicht nur Schauplatz alltäglicher Praktiken, von Attraktionen, Kuriositäten und Konflikten, sondern ein Denk-Bild im Benjamin'schen Sinne, das dazu beiträgt, die Strukturen und das kulturelle Imaginäre einer Gesellschaft zu erhellen. Vielleicht schießt Hommer an manchen Stellen ein wenig über sein Ziel hinaus, liefert eine allzu elegante, allzu brillante und allzu literarische Literaturgeschichte. Vielleicht auch steckt er mit seinem Darstellungsverfahren dem etwas willkürlich gewählten Zeitraum 1927–1932 zu glanzvolle Lichter auf, die vergessen machen, dass es auch vorher und nachher ein signifikantes Straßenleben gab. Ein lesenswertes Buch ist *Attraktionen der Straße* aber allemal. Es bietet zahlreiche Anregungen zur dichten Beschreibung und analytischen Durchdringung öffentlicher Räume, die – gerade aufgrund ihrer Öffentlichkeit – zum Gegenstand vieler kontroverser Debatten geworden sind.

Jens Wietschorke, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.23>

Tabea Stirenberg

Scham, Schmerz, Hysterisierung. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Menstruation als Alltagspraxis. München: Utz 2022, 102 S. (Münchener ethnographische Schriften, 36; zgl. München, Univ., Masterarb., 2020). ISBN 978-3-8316-4977-8.

Menstruation findet statt, konstatiert Tabea Stirenberg, und zwar überall dort, wo Menstruierende sind. Diese vermeintlich banale Feststellung findet sich in der Mitte

eines schmalen Bändchens, das eine beeindruckende Masterarbeit enthält, und zwar zu Beginn des 5. Kapitels, in dem die empirischen Ergebnisse präsentiert werden, die den Kern der Arbeit ausmachen. Das Material dazu wurde von Tabea Stirenberg in einer Zeit erhoben, die von der Coronapandemie bestimmt war und die den Zugang zu einem ohnehin komplexen Feld zusätzlich erschwerte. Über Facebook-Gruppen, in denen sich über den Umgang mit sogenannten Menstruationstassen ausgetauscht wird, gelang es der Autorin jedoch, Kontakt zu elf Frauen herzustellen, die bereit waren, sich online interviewen zu lassen.

Ausgangspunkt des Forschungsinteresses von Stirenberg war eine Studie von Plan International aus dem Jahr 2017, in der es nicht nur um die sogenannte Periodenarmut (damit ist gemeint, dass der Kauf von Periodenprodukten wie Binden oder Tampons nachweislich für jede vierte Frau in Deutschland eine große finanzielle Belastung darstellt) geht, sondern in der auch erneut deutlich wurde, wie stark die Periode für viele Menstruierende nach wie vor mit Scham besetzt ist. Und in diesem zweiten Aspekt liegt der Schwerpunkt der Arbeit von Stirenberg: im gesellschaftlichen Umgang mit der Periode und deren Auswirkungen auf die Menstruationspraxis.

Nachdem Ende der 1980er Jahre die „Wiederkehr des Körpers“ (Kamper/Wulf) postuliert und auch in unserem Fach eine volkskundliche Auseinandersetzung mit dem Körper (Jeggle 1981) bzw. eine verstärkte Perspektive auf den Körper (Kaschuba 1988) eingefordert wurden, blieb dieser Anspruch dennoch hinter den Erwartungen zurück. Auch das Thema Menstruation schien bis auf wenige Ausnahmen kein besonderes Forschungsinteresse hervorzurufen. Erst in den letzten Jahren sind vor allem im populärwissenschaftlichen Bereich zahlreiche Bücher erschienen, die danach streben, oftmals in aufklärerisch-aktivistischer Manier, die Periode und den Umgang mit ihr neu zu verhandeln und sich darüber hinaus für einen besseren Zugang zu Menstruationsprodukten weltweit zu engagieren.

Tabea Stirenberg präsentiert und reflektiert in ihrer Arbeit den kulturwissenschaftlichen Forschungsstand zu diesem Themenkomplex ausführlich, auch mit Blick in die jüngere Vergangenheit. Gegenwärtig scheint die Auseinandersetzung mit der Menstruation und deren gesellschaftlichen Implikationen vor allem zum Gegenstand von studentischen Abschlussarbeiten zu werden. Seit 2018 ist dazu einiges publiziert worden, wobei aktuelle Auseinandersetzungen mit Menstruationspraktiken und „Stimmen von Menstruierenden“ dabei eher unterrepräsentiert seien. Daher will Stirenberg mit ihrer Arbeit dazu beitragen, diese Forschungslücke zu schließen.

Zunächst setzt sie sich mit den sprachlichen Ausdrucksformen, die immer noch die Menstruation im Alltagsdiskurs vielfältig umschreiben, auseinander. Sie arbeitet heraus, dass die Adjektive „hygienisch und diskret“ weiterhin als Schlüsselbegriffe gelten und die damit einhergehenden Vorstellungen von dem Menstruationssekret als etwas „Schmutzigem“ und „Peinlichem“ nach wie vor den Umgang damit bestimmen. Ähnlich verhält es sich auch mit dem Themenkomplex „Frau-Sein und Mens-

truation-Haben – Körper und Leib, sex und gender“. Darin wird die Menstruation als eine im Zusammenhang mit weiblicher Sexualität stehende Körperflüssigkeit problematisiert und stigmatisiert. Frau-Sein und Menstruieren werden als selbstverständlich miteinander verknüpft, wobei sich die Gleichsetzung von Frau-Sein und Menstruation-Haben als vorherrschend und persistent erweisen würde. Dies würde auch deutlich werden an dem Stellenwert der Abbruchblutung bei der Einnahme von hormonellen Antikonzeptiva. Dadurch werde eine monatliche Blutung suggeriert, die das Konzept von ‚Frau sein‘ und ‚Menstruation haben‘ unterstütze.

In dem zentralen und umfangreichsten Kapitel der Arbeit geht es dann um periodenspezifische Praktiken. Stirenberg beschreibt und analysiert nicht nur eindrücklich die mannigfachen Formen im Umgang mit dem Menstruationsblut und insbesondere dessen Verbergen mittels Periodenprodukten, sondern auch das Ertragen und Funktionieren-Müssen bei Regelschmerzen.

So bleibt am Ende des Bandes nicht nur die nicht allzu neue Erkenntnis, dass es nicht die Periode selbst ist, die die Frauen in ihrem Alltag einschränkt, sondern der gesellschaftliche Umgang damit und die damit verbundene Abwertung der Periode und der Menstruierenden selbst. In diesem Zusammenhang wird auch von den Interviewpartnerinnen wiederholt gefordert, die gesellschaftliche Sichtbarkeit und Aufklärung über Menstruationspraktiken zu verbessern und mehr darüber zu sprechen.

Insgesamt gibt der sorgfältig recherchierte Band mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis einen gelungenen Überblick über den Umgang mit der Menstruation heute. Er reflektiert den aktuellen Forschungsstand und regt zur weiteren Auseinandersetzung mit der Thematik an. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn in der Arbeit der Aspekt der Periodenarmut weiterführend aufgegriffen und vor dem Hintergrund der Materialanalyse bewertet worden wäre.

Sabine Zinn-Thomas, Stuttgart/Freiburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.24>

Natalie Reiensch/Frauke Geyken/Cornelia Eisler/Thomas Overdick (Hrsg.)

Herkunft. Heimat. Heute. Zur Musealisierung von Heimatstuben und Heimatsammlungen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler*innen. Oldenburg:

Isensee Florian Verlag 2023, 256 S. (Schriftenreihe des Museumsverbandes Niedersachsen und Bremen e. V., 6). ISBN 978-3-7308-2025-4.

Der vorliegende Tagungsband enthält die Beiträge der Abschlussagung zum Umgang mit Heimatstuben und Heimatsammlungen in Niedersachsen und Bremen, die vom 21. bis 23. September 2022 stattfand. Organisiert wurde die Tagung vom Museumsverband Niedersachsen und Bremen zusammen mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Der Schwerpunkt lag bei der Ta-

gung auf der Frage, wie diese Stuben und Sammlungen musealisiert werden können, da sie vielerorten ihre Funktion als Gemeinschaftszentren verloren haben und sich durch das Sterben der Erlebnisgeneration die Erinnerung an Flucht und Vertreibung wandelt.

Bei Heimatstuben und Heimatsammlungen handelt es sich um Sammlungen und/oder Räume, die Menschen (wie sich im Band zeigt hauptsächlich Männer) angelegt haben, die aus den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches geflüchtet sind oder vertrieben wurden. Wie *Reinsch* in ihrer Zusammenfassung am Ende explizit festhält, zeigten sie meist eine idealisierte Vorstellung der ehemaligen Heimat, die noch stark von der NS-Ideologie geprägt war, und transportierten ein revisionistisches Weltbild. Eine Stärke des Bandes ist, dass er den Blick auf diese Stuben und Sammlungen neu fokussiert, sie aus der Schmutzdecke der Geschichtsschreibung holt und ihnen einen neuen, anderen Wert beimisst. Von der Politik waren sie zunächst als Integrations- und Befriedungsmaßnahme angedacht, dann entwickelten sie sich zu Erinnerungsorten und werden nun in den inhaltlichen Kontext von Migration, vor allem Zwangsmigration gesetzt.

Die Aufteilung des Buches entspricht der Tagung und bildet die vier verschiedenen Panels ab. Während sich die ersten beiden Panels auf Erfahrungsberichte zur Integration der Sammlungen und Stuben in lokalen und regionalen Kontexten, aber auch Landesmuseen konzentrierten, beschäftigen sich die Referent*innen im dritten Panel mit der Eingliederung von Heimatsammlungen in Dokumentationszentren für Flucht, Vertreibung und Integration. Im letzten Panel wird der Blick auf transnationale Kooperationen geworfen und damit der Vergleich auch zu außer-europäischer Erinnerungskultur aufgemacht.

Insgesamt sind die Beiträge sehr kurz gehalten (15 Beiträge auf 160 Seiten), und vor allem in Panel 1 und 2 sind sie von Praktiker*innen für Praktiker*innen geschrieben. Sie geben Einblicke in die verschiedensten Möglichkeiten, wie mit solchen Sammlungen umgegangen werden kann, von der Archivierung und Deponierung zur Überführung in bestehende Museumskonzepte bis hin zur Rückführung in das Herkunftsgebiet. Diese Teile sind eine dringende Leseempfehlung für alle Museumsmenschen, die sich mit dem Thema auseinandersetzen müssen. Hier erhalten sie viele Anregungen und vor allem auch Kontakte zu Kolleg*innen, die sich bereits erfolgreich mit dem Umgang mit dieser Art von Sammlungen beschäftigt haben.

Im dritten Panel versammeln sich Autor*innen von allen bedeutenden Dokumentationszentren für Migration in Deutschland, die sich mit Zwangsmigration von Deutschen beschäftigen, wie etwa das Museum Friedland, das Auswandererhaus in Bremerhaven oder das Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung und Versöhnung in Berlin. Hier wird deutlich, wie Flucht und Vertreibung der 1940er Jahre von Wissenschaftler*innen im musealen Kontext neu gefasst wird, es wird aber auch beschrieben, welche Schwierigkeiten damit verbunden sind, vor allem dann, wenn es

um die Inszenierung geht. Bisherige Opfer-Inszenierungen sind heute nicht mehr tragbar, werden aber zum Teil von den Nachfahren erwartet.

Das vierte Panel umfasst Beispiele aus Brasilien, Russland, Polen und Tschechien. Im Gegensatz zu den anderen Panels kommen hier nicht die Macher*innen zu Wort, sondern der Umgang mit solchen Sammlungen wird von außen analysiert. Besonders die Beispiele aus Tschechien sind hier für deutsche Museumsmacher*innen von Interesse. Die anderen Projekte zeigen jedoch, wie die Konstruktion von historischer Identität auf unterschiedliche Weise auf Basis solcher Stuben und Sammlungen vollzogen werden kann.

Der Band schafft es, eine große Bandbreite des Umgangs mit Heimatstuben und -sammlungen abzubilden. Der kritische Blick auf dieselben kommt dabei etwas zu kurz, wird aber am Ende in der Zusammenfassung dann doch noch geschärft. Trotz vieler Redundanzen, da sich viele Projekte auch ähneln, ist das Buch ein gutes Kompendium für Museumsmacher*innen, die sich mit der Aufgabe konfrontiert sehen, eine Heimatstube oder -sammlung zu übernehmen, aufzulösen oder in einen anderen Zusammenhang zu überführen. Positiv fällt dabei auf, dass die Beispiele eben nicht nur aus Niedersachsen und Bremen stammen, sondern aus vielen Teilen der Republik. Der Blick über die Grenzen hinweg hätte inhaltlich stärker ausfallen können, auch wäre ein Beitrag wünschenswert gewesen, der innerhalb Deutschlands das Spektrum weitet und beispielsweise auf die Zentren schaut, die von Gastarbeiter*innen gegründet wurden und niemals diesen Schutz und die Aufmerksamkeit genossen haben, wie die Heimatstuben und -sammlungen der Geflüchteten und Vertriebenen.

Markus Speidel, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.25>

Marc Meißner

Mit Pinsel und Farbe zwischen Kohle und Chemie. Bernhard Franke & Walter Dötsch: Maler, Grafiker und Pioniere des DDR-Volkskunstschaffens aus Bitterfeld. Königsbrunn: Theuerdank Verlag 2023, 187 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-945350-00-3.

Die hier vorgestellten professionellen Künstler und Laienschaffenden waren Dokumentaristen ihrer Zeit und Landschaft, der Bitterfelder Industrieregion. Damit bringt das Buch beachtenswerte Bausteine in die DDR-Kunst- und Kulturgeschichte, nicht zuletzt in die Regional- und Ortsgeschichte ein. Lange vor dem „Bitterfelder Weg“, vor den zentralen kulturpolitischen Konferenzen 1959 und 1964 in Bitterfeld, wurden mit der Errichtung von Werksvolkshochschulen und Kulturabteilungen Voraussetzungen für eine betriebliche Kulturarbeit geschaffen. Hinzu kam die Bereitschaft eines zunächst kleinen Kreises von Künstlern, zu denen Bernhard Franke (1922–

2004) und Walter Dötsch (1909–1987) gehörten, Verbindung mit den Betrieben aufzunehmen. Dafür gab es Ende der 1940er Jahre auf der Suche nach Lebenssinn und existenzieller Absicherung unterschiedliche Beweggründe der Künstler. Das Angebot von jährlich einem Waggon Deputatkohle bewog beispielsweise 1950 Bernhard Franke, den Laienzirkel im Braunkohlenwerk Bitterfeld anzuleiten. Für ihn wie für Walter Dötsch, der ab 1949 und 1950 die betriebliche Kulturarbeit in Wolfen und Bitterfeld unterstützte, bedeutete die Möglichkeit eines zusätzlichen materiellen oder Gelderwerbs eine bescheidene Chance und Anerkennung. Diese galt es allerdings auch gegenüber Skeptikern und Nihilisten in Künstlerkreisen zu verteidigen. Waren die künstlerischen Wege von Franke und Dötsch schließlich selbstbestimmt und enthusiastisch, so blieben sie von Ressentiments und Widersprüchen begleitet.

Dem Jahrzehnte währenden Wirken der beiden Künstler in der und für die Region, wie auch darüber hinaus, ist die vorliegende Publikation gewidmet. Der Autor kann sich auf einige bereits vorhandene kunstwissenschaftliche Arbeiten zu den Protagonisten, insbesondere des Kunsthistorikers Peter Michel, stützen. Meißners besonderes Verdienst ist es, umfangreiche archivalische Quellen erschlossen und Zeitzeugenaussagen eingeholt zu haben. Die Komplexität der Darstellung, die die Biografien und das künstlerische Schaffen der beiden Künstler wie die Vorstellung der von ihnen angeleiteten Betriebs-Zirkel des bildnerischen Volksschaffens in Wolfen und Bitterfeld beinhaltet, macht die Besonderheit der Publikation aus. Es wird ein Spezifikum künstlerischen Schaffens in der DDR, die Zusammenarbeit professioneller Künstler mit Amateuren der betrieblichen Praxis, als ein kreativer Prozess des Gebens und Nehmens dargestellt. Detailreich enthalten sind Angaben zu den Zirkelmitgliedern, Ausstellungen und Auszeichnungen, zu Auftragsvergaben und der finanziellen Förderung durch die Betriebe. Keineswegs unberücksichtigt bleibt dabei der Blick des Verfassers auf die Auswirkungen der ideologiebelasteten DDR-Kulturpolitik im Allgemeinen wie dirigistischer Herausforderungen auf Betriebsebene.

Die Publikation macht durchaus neugierig auf Leben und Werk der beiden Künstler sowie auf die Zirkelmitglieder und ihr nebenberufliches bildnerisches Schaffen. Bernhard Franke war nach Krieg und Gefangenschaft zunächst als Fotograf in seiner Geburtsstadt Bitterfeld tätig, nahm 1948 das Studium am „Institut für angewandte Künste – Werkstätten der Burg Giebichenstein“ auf, studierte u. a. in der Malklasse von Charles Crodel, der ihn besonders nachhaltig mit seinen Intentionen für baugebundene Kunst inspirierte. Doch Franke mußte wohl auch wegen der schwierigen finanziellen Situation der Familie das Studium abbrechen. Schließlich kam ihm das Angebot des Braunkohlenwerkes, die Anleitung von zwei betrieblichen Malgruppen zu übernehmen, entgegen. In einem späteren Interview erzählte er, es sei ihm damals nicht klar gewesen, daß er sich mit der Zusage Arbeit für ein ganzes Leben eingehandelt hatte. Er leitete 25 Jahre überaus erfolgreich seinen Zirkel für

bildnerisches Volksschaffen im VEB Farbenfabrik Wolfen bzw. im VEB Chemiekombinat Bitterfeld/Betriebsteil Wolfen. Als Freischaffender und mehrmals zusammen mit seinem Zirkel beteiligte er sich von 1953 bis 1977 an den DDR-Kunstaussstellungen in Dresden. Er erhielt für sein künstlerisches Werk und sein kunstpädagogisches Engagement wie für seine gesellschaftliche Tätigkeit, vor allem im Verband Bildender Künstler wie im Kulturbund der DDR, zahlreiche Auszeichnungen, u.a. den Staatspreis für künstlerisches Volksschaffen gemeinsam mit Zirkelmitgliedern, den Kunstpreis des FDGB, den Nationalpreis der DDR und den Vaterländischen Verdienstorden.

Die vorliegende Publikation untersetzt die genannten Ehrungen mit Aufzeichnungen zu Frankes umfassendem künstlerischen Werk, zu Grafiken, Ölgemälden und großformatigen Tafelbildern mit Motiven der Region, der Tagebaue, des Betriebes und seiner Menschen wie zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der internationalen Solidarität.

Hervorgehoben wird zudem Frankes aktives Wirken in der „Werkstatt für angewandte Kunst und Umweltgestaltung“ im Chemiekombinat, der ersten betriebseigenen Kunstwerkstatt in der DDR. Mit der Privatisierung und Liquidation des Chemiekombinats nach der deutsch-deutschen Vereinigung musste die Werkstatt allerdings schließen. Die meisten der in der Kunstwerkstatt geschaffenen Arbeiten zählen seit dem Abriss der Betriebsteile oder nach vorgenommenen Renovierungsarbeiten zu den Verlusten der einst vorhandenen baugebundenen Kunst.

Ein Kapitel widmet der Verfasser Frankes Zirkel für bildnerisches Volksschaffen. Die Amateure, Betriebsangehörige unterschiedlicher Berufe, stehen mit ihren individuell wie gemeinsam geschaffenen Werken im Mittelpunkt der Abhandlung. Die Schaffung von Kollektivarbeiten, wie die grafischen Zyklen „Den Frauen unseres Werkes gewidmet“ oder „Die DDR – Unsere Heimat“, das Ergebnis einer Studienreise quer durch die Republik, besaß im Arbeitsprozess des Zirkels einen besonderen Stellenwert. 1979, als bereits der Grafiker Wolfgang Petrowsky die Leitung der Gruppe übernommen hatte, wurde gemeinsam mit dem Zirkel schreibender Arbeiter die Anthologie „Bitterfelder Erkundungen“ mit Beiträgen von Bernhard Franke und Walter Dötsch herausgegeben. Der Gedanken- und Erfahrungsaustausch beim Ringen um gültige Ausdrucks- und Darstellungsformen, besonders auch des auf Reisen im In- und Ausland gemeinsam Erlebten, wurde von den Zirkelmitgliedern außerordentlich geschätzt. Darauf konnten sie nach „Abwicklung“ der betrieblichen Kulturarbeit Anfang der 1990er Jahre nur schwer verzichten. Sie schlossen sich 1992 auf Vereinstebene zusammen.

Im zweiten Teil des Buches wird der Maler und Grafiker Walter Dötsch, der langjährige Mitstreiter Bernhard Frankes, vorgestellt. Walter Dötsch hatte 1929 sein Studium an der Kunstakademie Königsberg begonnen und es 1931 in Breslau an der Staatlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe bei Oskar Schlemmer fortgesetzt. Bereits nach Schließung der Akademie 1932 mußte Dötsch sein Studium beenden

und war anschließend als Dekorationsmaler tätig. Vom Kriegsdienst blieb er aus gesundheitlichen Gründen verschont. Anfang 1945 trafen ihn die Kriegsfolgen hart. Er musste seine schlesische Heimat verlassen und kam schließlich in die mitteldeutsche Industrieprovinz Bitterfeld. Als Malergeselle tätig, hatte er bereits 1946 vom gewerkschaftlichen Aufruf zur Bildung eines Mal- und Zeichenkollektivs in der Filmfabrik Wolfen gehört. 1949 übernahm er einen Kreis interessierter Laien. In der Region waren die ersten Zirkel gegründet. Dötsch hielt Kontakt zur Kunstszene, beteiligte sich an den ersten Kunstausstellungen Sachsen-Anhalts und arbeitete eng mit seinem Künstlerkollegen Bernhard Franke zusammen. 1952 und 1953 übernahm Walter Dötsch auf der Grundlage von Freundschafts- und Werkverträgen mit dem Elektrochemischen Kombinat Bitterfeld und der Filmfabrik Wolfen zwei weitere Malzirkel. Nicht zu Unrecht wurde er später als „Vater der Volkskunstbewegung des bildnerischen Schaffens“ betitelt. Bekannt wurde Dötsch jedoch vor allem durch sein Ölgemälde „Brigade Nicolai Mamai“, das Gruppenporträt einer Brigade der Aluminiumschmelze des Bitterfelder Kombinats. Ehrungen und Auszeichnungen schlossen sich hierfür wie für sein künstlerisches Lebenswerk und sein Engagement im Volkskunstschaffen an. Neben dem Kunstpreis des Betriebes erhielt er u. a. den Nationalpreis der DDR, mehrmals die Goldmedaille der Arbeiterfestspiele und den Vaterländischen Verdienstorden. Eingeschlossen in die Würdigungen waren seine mehrfach mit Zirkelmitgliedern geschaffenen Wandgestaltungen in betrieblichen bzw. örtlichen Räumlichkeiten, im Kulturpalast, in der Betriebsberufsschule, im Lehrlingswohnheim und anderenorts. Sein Postulat „Auch in Bitterfeld blühen Rosen“ (Titel einer Federzeichnung von 1984) blieb für ihn trotz aller bedrückenden Verhältnisse in der umweltbelasteten Industriestadt Lebenselixier.

Ausführlich wird im Folgenden über Dötschs Zirkel für bildnerisches Volksschaffen berichtet, den Malzirkel der Filmfabrik Wolfen und die Zirkel des Chemiekombinats Bitterfeld. Die Amateure beschäftigten sich neben der Malerei und Grafik mit Textilgestaltung, Keramik und Plastik. Ihre Kunstwerke, präsentiert in Ausstellungen des In- und Auslandes, gehörten zu den Spitzenleistungen des DDR-Laienschaffens. Noch kann an eine Vielzahl von Grafikfolgen, darunter an „Schrittmacher unseres Kombinats“ oder an „Dresden – Erlebnisse einer Brigade“ erinnert werden. Das Fundament der Leistungssteigerung war nicht zuletzt die Gliederung der Zirkel in Kinder- und Jugendgruppen sowie in Fortgeschrittenenzirkel. Zu den im Republikmaßstab gebotenen Möglichkeiten besonderer Qualifizierung gehörte die Spezialschulung für Leiter des künstlerischen Volksschaffens, die von einigen Zirkelmitgliedern wahrgenommen wurde. Zu ihnen zählte Lore Dimter. Die damals hauptberuflich als Teilkonstrukteurin beschäftigte Betriebsangehörige ist noch heute kreativ tätig und wird hoch geschätzt.

Dem „Bernhard-Franke-Förderverein e. V.“ sowie den seit den 1990er Jahren tätigen Nachfolgevereinen „Kunstverein Malerei und Grafik Bitterfeld-Wolfen e. V.“

und „Kunstverein und Jugendkunstschule Kreativ Bitterfeld e.V.“ ist zu wünschen, dass die Würdigung der Wegbereiter bewahrt und die Tradition des Laienschaffens in der Region auch weiterhin fortgeführt werden kann.

Ute Mohrmann, Bad Saarow

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.26>